

Zeitschrift: Schweizer Pioniere der Wirtschaft und Technik
Herausgeber: Verein für wirtschaftshistorische Studien
Band: 15 (1964)

Artikel: Franz Joseph Dietschy (1770-1842)
Autor: Schmid, Hans Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1091114>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FRANZ JOSEPH DIETSCHY
1770–1842

Rheinfelden, der Schauplatz von Franz Joseph Dietschys Wirken, war bis zum Jahre 1800 eine österreichische Stadt, und ihre Bewohner waren österreichische Bürger und Untertanen. Diese am Rhein gelegene Reichsstadt bildete jahrhundertelang einen wichtigen Stützpunkt der sogenannten vorderösterreichischen Lande; sie war auch – neben Säckingen, Laufenburg und Waldshut – die vorgeschobenste der vier Waldstädte am Rhein. Sie war das städtische Zentrum und der wirtschaftliche und politische Sammelpunkt für das Fricktal und für den ganzen südlichen Schwarzwald, die beide ebenfalls unter österreichischer Herrschaft standen.

Als fester Ort und Brückenkopf hatte die Stadt in den Kriegen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts zwischen Frankreich und Österreich eine große Rolle gespielt. Als im Frieden von Lunéville (1801) Napoléon Bonaparte, Erster Konsul, das ganze westliche Rheinufer für Frankreich in Besitz nahm, kam Rheinfelden samt dem Fricktal ebenfalls an Frankreich, war aber (als Entgelt für das annektierte Wallis) zur Eingliederung in die «Helvetische Republik» vorgesehen. Da die Fricktaler der neuen Verfassung nicht zustimmten, wurde 1802 als vorübergehende Notlösung ein besonderer «Kanton Fricktal» gebildet, der aber nach einer Lebensdauer von bloß sechs Monaten, am 19. Februar 1803, durch die Mediationsakte endgültig dem Kanton Aargau zugeteilt ward. Von da an trennten sich die politischen Schicksale der beiden Rheinufer: der Fluß wurde zur Grenze, das rechte Ufer wurde badisch, das linke schweizerisch. Die Stadt Rheinfelden wurde zur Grenzstadt und verlor damit die Hälfte ihres großen Einzugsgebiets.

Herkommen und entschlossener Aufstieg

Die Mutter Dietschys, ihr zwanzigjähriger Sohn Franz Joseph und dessen jüngerer Bruder Michael siedelten vermutlich im Jahre 1790 von Pfaffenweiler bei Zell im Wiesental nach Rheinfelden über. In Pfaffenweiler am Fuße des Blauen war Franz Joseph – dem wohl der Anstoß zu der Übersiedlung zuzuschreiben ist – am 19. März 1770 geboren worden. Der Vater starb früh, und der Unternehmungsgeist Franz Josephs machte sich ebenfalls früh bemerkbar und zog ihn nach belebteren städtischen Verhältnissen.

Aus der politischen Verbundenheit der alten mit der neuen Heimat ist es zu erklären, daß Franz Joseph Dietschy schon nach kaum zwei Jahren durch Ratsbeschuß vom 5. Januar 1792 das Bürgerrecht der Stadt Rheinfelden erwarb. Er hatte dafür 125 Gulden zu erlegen, zwei Feuerlöscheimer zu stiften und drei Eichbäume zu setzen. Seine Tätigkeit bestand hauptsächlich im Schweinehandel, einem Gewerbe, das ihn auf die Märkte der Umgebung führte und ihn mit Menschen aller Stände zusammenbrachte. Im Laufe weniger Jahre erwarb er durch Fleiß und Tüchtigkeit ein ansehnliches Vermögen. Jedenfalls kaufte er in Rheinfelden – das damals 1400 Einwohner zählte – ein eigenes Haus beim obern Tor um 28 000 Gulden, und am 4. April 1799 ersteht er um den Preis von 11 000 Gulden das Wirtshaus «Zum Salmen» samt der darauf ruhenden Bräugerechtigkeit, das heißt dem zunftmäßig und behördlich bewilligten Recht zur Herstellung von Bier. Die Zeiten waren unsicher. Zur Teuerung kamen Mißernten, zur Rechtsunsicherheit und Geldverschlechterung ansteckende Krankheiten und das Bangen um den folgenden Tag. Diese Mutlosigkeit war auch der Grund, warum Dietschys Vorgänger, Joseph Kiene, den «Salmen» los sein wollte: Er gedachte, wie es im amtlichen Protokoll heißt, «aus anscheinender Kriegsgefahr, sich von hier zu entfernen und anderwärts niederzulassen».

Von 1796 an wurde die Stadt Rheinfelden ja immer wieder durch Truppen belegt und durch Requisitionen heimgesucht. Es war gewiß kein Spaß, in einem von den französischen Revolutionstruppen besetzten österreichischen Städtchen Gastwirt zu sein.

In der Nachbarschaft Rheinfeldens lagen beidseitig des Rheins französische Truppen; eine Division im Fricktal, eine andere im Schwarzwald, beide zur Armee Masséna gehörig. Man wußte um das Herannahen der

vom Kaiser von Österreich und vom Zar von Rußland hergeschickten Koalitionsarmeen, die sich dann während des ganzen Jahres 1799 auf Schweizerboden mit den Franzosen schlugten.

Die Aussicht auf neue Truppenbelegungen, Kontributionen und Händel aller Art bewog im Frühjahr 1799 die meisten Wirte Rheinfeldens, ihre Wirtshausschilder zu entfernen, in der Meinung, dadurch von den unerwünschten und feindselig gesinnten Gästen verschont zu bleiben. Dietschy sah die Zwecklosigkeit einer solchen Unkenntlichmachung des Gastgewerbes ein und verlangte von der Stadtbehörde, sie möchte, derweil der «Salmen» stets an Überfüllung litt, die übrigen Wirte zur Öffnung ihrer Häuser zwingen.

Gastwirt und Bierbrauer

Der 4. April 1799 war für Franz Joseph Dietschy ein wichtiges Datum; es ist der Tag, an dem er die Wirtschaft und Brauerei «Zum Salmen» übernahm, die in den Händen seiner Nachkommen zur heutigen «Salmenbräu Rheinfelden AG» wurde. Es hat deshalb seine volle Berechtigung, wenn der Tag des Kaufabschlusses als Gründungstag der heutigen Firma angesehen wird. Das Jahr 1799 war jedoch nicht nur für Dietschy ein Jahr der Entscheidungen und der Wende, sondern für das ganze Land. Um so mehr ist sein Unternehmungsgeist und seine zuversichtliche Seelenstärke zu würdigen. Die Zukunft lag düster vor den Augen der ganzen Generation. Die Auswirkungen des Krieges auf die Staatsordnung und auf die Wirtschaft waren niederschmetternd. Alles schien aus den Fugen zu gehen. Die Franzosen hatten ja nicht nur die Kassen der wohlhabenden Städte und die Bären des Berner Bärengabens aus der Schweiz weggeführt, sondern ganze Landstriche ausgeplündert und auch den Armen das Wenige, das sie besaßen, weggenommen.

Mag uns der Kaufpreis für den «Salmen» bescheiden vorkommen, so brauchte es in so schwierigen Zeiten doch eine gute Dosis Optimismus und Vertrauen, Kenntnisse und Energie, um an einem so stark gefährdeten Orte ein neues Geschäft und Gewerbe zu übernehmen. Aber Franz Joseph Dietschy wagte den Schritt. Er vertraute auf seine Tüchtigkeit und auf seinen guten Stern, und sein Vertrauen wurde belohnt.

Aber er hatte sich gegen mancherlei Widerwärtigkeiten und Widerstände durchzukämpfen. Zunächst gegen den Zunftgeist, der nur theoretisch begrä-

ben war, in Tat und Wahrheit aber noch in den Köpfen saß. Ein Jahr, nachdem Dietschy mit dem Bierbrauen begonnen hatte, am 29. August 1800, ersuchte der Küfer Joseph Rosenthaler in Rheinfelden die Obrigkeit um die Bewilligung, Bier brauen und ‚auszapfen‘ zu dürfen. Sein Gesuch begründete er damit, er sei gleichen Rechtes wie «der hießige Bierbräuer Franz Joseph Dietschin, der als Schweinehändler solches nie gelernet, durch seinen Knecht brauet und in seinem Gasthause neben Wein ausschenket». Im Städtchen Rheinfelden waren damals zwei Bierbrauer tätig, außer Dietschy ein gewisser Renn; Rosenthaler wäre der dritte gewesen. Dietschy ließ sich Zeit, bevor er antwortete. In seiner Verteidigungsschrift heißt es, er habe «den Schweinehandel aufgegeben, um das in- und auswärtige Publikum mit gutem und genugsamem Bier zu versehen, und es sei ihm gelungen, so gutes und durch keine Witterung zu verderbendes Bier zu brauen, daß dessen Ruhm sich weit umher verbreitet habe – so daß es nun nach Frick, Liestal, Schopfen (Schopfheim) und sogar nach Basel und mehr andere Orte verführt werde». Der Rat von Rheinfelden war in Verlegenheit, was er dem Gesuchsteller antworten sollte. Nach dem Sturz der alten Zunftverfassung und im Sinne der neuen, revolutionären Zeit hatte Dietschy den Sprung von einem Beruf zu einem andern gewagt, und damit das Recht, Bier zu brauen; doch sicherte er sich inzwischen für alle Fälle einen Meisterbrief als Bierbrauer, ausgestellt von der Brauerzunft der ehr samen Stadt Fridingen an der Donau. Darin wird bekräftigt, Dietschy habe während zwei Jahren das Bierbrauen bei Joseph Kiene (dem früheren Salmenwirt, der offenbar der Zunft von Fridingen angehörte) vorschriftsmäßig erlernt. So zunftgetreu diese Formalität erfüllt wurde, so wenig zunftmäßig war aber der stolze Hinweis auf den Bierexport in Dietschys Antwort an den Rat. Er hätte wohl kaum eines Meisterbriefes bedurft, um sich behaupten zu können, braute er doch ein vorzügliches Bier, das sich auch außerhalb Rheinfeldens großer Beliebtheit erfreute. In den Jahren 1799 und 1800 stellte er je gegen 700 Saum her, das sind 1050 Hektoliter. Nur die Besetzung der Stadt durch französische Truppen kann diesen bedeutenden Ausstoß der damals doch recht kleinen Brauerei «Zum Salmen» erklären – aber auch die Tatsache, daß die Basler Bierbrauer sich merkwürdigerweise zu gleicher Zeit über die «Konkurrenz aus der Schweiz, besonders von Rheinfelden» beklagten. Es scheint, daß die auswärtigen Brauereien das Bier zu sehr günstigen Preisen nach Basel liefern konnten. Dietschy widmete sich, wie aus seinem Antwortschreiben an den Rat hervorgeht, vor allem der Produktion und dem

Vertrieb seines Getränkес. Wenn er die in seinem Schreiben erwähnten Ortschaften, die alle im Umkreis einer Tagereise gelegen sind, wöchentlich nur einmal mit Bier versorgen wollte, hatte er täglich mindestens ein Fuhrwerk unterwegs.

Es wäre gar nicht verwunderlich gewesen, wenn Dietschy tatsächlich – wie Rosenthalers Eingabe ihm vorwirft – mehrere Gewerbe nebeneinander betrieben hätte. Denn die Bierbrauerei ging damals handwerklich primitiv vor sich und hatte, an den heutigen Verhältnissen gemessen, einen kleingewerblichen Charakter. Sie ernährte ihren Mann nicht; die meisten Bierbrauer jener Zeit waren zugleich Gastwirte oder Weinhändler, oder auch Schnapsbrenner; andere wirkten als Viehärzte oder Drogisten. Die Brauknechte, die den Arbeitsplatz oft genug wechselten, waren meist Bayern oder Württemberger. Das Bierbrauen war damals ein Saisongewerbe, weil man keine künstlichen Kühlvorrichtungen kannte und darum für das Brauen auf die kühle Jahreszeit angewiesen war. Erst viel später kam man auf den Gedanken, im Winter Eis zu speichern, um das Bier mit seiner Hilfe auch im Sommer kühl zu halten — und die Lindesche Kältemaschine, die erste Vorrichtung zur maschinellen Eisfabrikation, trat erst in den 1880er Jahren auf. So lag die eigentliche Brauzeit im Winter und im Frühling, und die Haltbarkeit des Biers hing von der Lagerung ab, wobei die Felsenkeller das beste Resultat ergaben. Am Tag Johannes des Täufers (24. Juni) war allgemein Schluß im Braugewerbe; dann mußten die Lagerkeller gefüllt sein. Die Braugesellen pflegten den letzten Sud vor dem Abschluß der Saison durch ein Festessen zu feiern, nachher hatten sie einer andern Beschäftigung nachzugehen, bis die Kühle des Spätherbstes das Brauen wieder erlaubte.

Bier war für viele, besonders auf dem Lande, etwas Neues. Zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts war bei uns der braune Gerstensaft noch ganz ungewohnt, er galt als modern, revolutionär, ja geradezu als luxuriös. Gutes Bier war wegen seiner Seltenheit sehr begehrt.

Beim Aufkommen des Biers als täglichen Getränks aller Volksklassen spielte die Tatsache eine bedeutsame Rolle, daß es nach schlechten Weinjahren in vermehrtem Maße zu Ehren kam. Auch wenn der Wein teurer wurde oder die Qualität verlor, konnte das Bier seine guten Eigenschaften an den Tag legen. Es ist seltsam, daß das Bier, dessen Zubereitung im Mittelalter so gut zu den Hausfrauentugenden gehörte wie das Brotbacken, in der Schweiz fast völlig in Vergessenheit geraten war, nachdem die Rebe die

mitteleuropäischen Sonnenlagen erobert hatte, der Wein aber ungepflegt und oft sauer genug war.

Dietschy hatte sich für alle Möglichkeiten vorgesehen. In guten Weinjahren verwirtete und verkaufte er den billigen Wein, in schlechten Weinjahren braute er um so mehr Bier.

In seinen Geschäften muß Dietschy eine sehr glückliche Hand gehabt haben. Wirtshaus und Brauerei «Zum Salmen» gediehen unter seiner Obhut und unter tatkräftiger Mitwirkung seiner Frau vorzüglich. Das Diet-schy-Bier erfreute sich allgemeiner Beliebtheit, und der «Salmen», im Volksmund bald nur noch «Dietschys Bierhaus» oder einfach «Bierhus» genannt, wurde zu einem Treffpunkt für alle Stände.

Export und Transport

Mit Genugtuung weist Dietschy in der erwähnten Replik an den Rat von Rheinfelden schon im Jahr 1801 auf seine auswärtige Kundschaft hin, die sich in näher gelegenen Ortschaften wie Ober-Mumpf, aber auch in Basel, Frick und Liestal befand. Im Laufe der nächsten beiden Jahrzehnte erweiterte sich der Kreis der Abnehmer zusehends. So gehört auch der heutige «Salmen» beim Spalentor in Basel zu den ersten Ausschankstellen des Salmen-Biers. Aus der Korrespondenz vom Jahre 1822 geht hervor, daß Dietschy damals das «Rößli» in Aarau mit Bier belieferte. Das Schreiben des Daniel Aeschbach, Wirt zum «Rößli», gibt uns mancherlei Aufschlüsse. Es trägt das Datum des 16. Juni, wurde also zu einer Zeit verfaßt, wo den meisten Wirten das Bier ausging. Aeschbach schreibt von $2\frac{1}{2}$ Fäßli Bier, «welches in Boutellien gezogen war», und meldet der Brauerei, dieses Flaschenbier sei angesichts «einer solchen Jahreszeit» sauer geworden. So erfahren wir nebenbei, daß man in der Schweiz schon 1822 Bier in Flaschen abgefüllt hat; möglicherweise gehen solche Versuche noch weiter zurück. Aus dem Text ist freilich nicht zu ersehen, wer die Abfüllung in Flaschen besorgt hat; wahrscheinlich war es der Wirt zum «Rößli» selbst, der das Getränk länger aufbewahren wollte und es dazu in Flaschen abzog.

Aus den Jahren 1830–1832 sind im Salmenbräu-Archiv zahlreiche Korrespondenzen erhalten, die über die damalige Kundschaft Aufschluß geben. Dietschy lieferte sein Bier in die «Sonne» zu Mumpf, in den «Falken» nach Brugg, in die «Krone» zu Dietikon und ins solothurnische Dornach. Von

dort begehrte der Salzfaktor Munzinger am 29. Juli 1830, also mitten im Hochsommer, Dietschy möchte ihm gütigst diese Woche noch «einen Transport Bier überschicken, da nächsten Montag bei den Ehrwürdigen Vätern Capucinern Portiuncula ist, so kommen sehr viele Leute hier, und nehmen manchmal Bier mit». Und am 12. Mai 1832 schreibt Jakob Amsler Sohn, Wirt zu Küttigen bei Aarau: «Die Aarauer fragen immer nach Rheinfelder Bier, wann sie kommen an den Sonntagen.»

Der Transport der Bierfässer stellte damals ohne Zweifel ein schwieriges Problem dar. Dietschy besaß ein eigenes Gespann, hatte er sich doch, wie wir gleich hören werden, eine umfangreiche Landwirtschaft zugelegt, zu der auch Pferde und Knechte gehörten. Aber in der sommerlichen Hitze auf staubigen Straßen war mit Beschwerlichkeiten und wohl auch nicht selten mit der Verderbnis des einen oder andern Quantum Bier zu rechnen. Die «Boten», wie die kleinen ländlichen Spediteure genannt wurden, hatten zwar ihren Fahrplan, aber ihre Speditivität hing von vielerlei Zufälligkeiten ab, und die meisten waren nicht willens, für die einwandfreie Ablieferung eine Gewähr zu übernehmen. Da und dort zeigten sich Ansätze zu dem, was man später Depots nannte: Die Vereinbarung mit dem Kunden, wo er die vollen Fässer in Empfang nehmen und die leeren zum Abholen hinstellen konnte.

Vor dem Jahr 1847 gab es in der Schweiz nur die Elsässerbahn in Basel und 1847 kam die Bahnlinie Zürich–Baden, die «Spanischbrötlibahn», in Betrieb. Bis sich ein Eisenbahnnetz bildete, verstrichen nochmals zwanzig, ja dreißig Jahre. In der Zwischenzeit mußten alle Transporte «per Achse», das heißt im damaligen Sprachgebrauch mit dem Pferdefuhrwerk auf der Landstraße bewältigt werden.

Die Frachtbriefe und Zollquittungen aus den dreißiger Jahren geben Kunde davon, woher Dietschy den Hopfen bezog: meist aus Württemberg, gelegentlich aus Bayern oder aus dem Elsaß. Meist erfolgte der Anbau noch im kleinen, so daß oft nur einzelne Säcke oder Ballen auf die Reise geschickt wurden, und man legte den Botenknechten ans Herz, die Hopfensäcke auf jeden Fall vor dem Regen zu schützen.

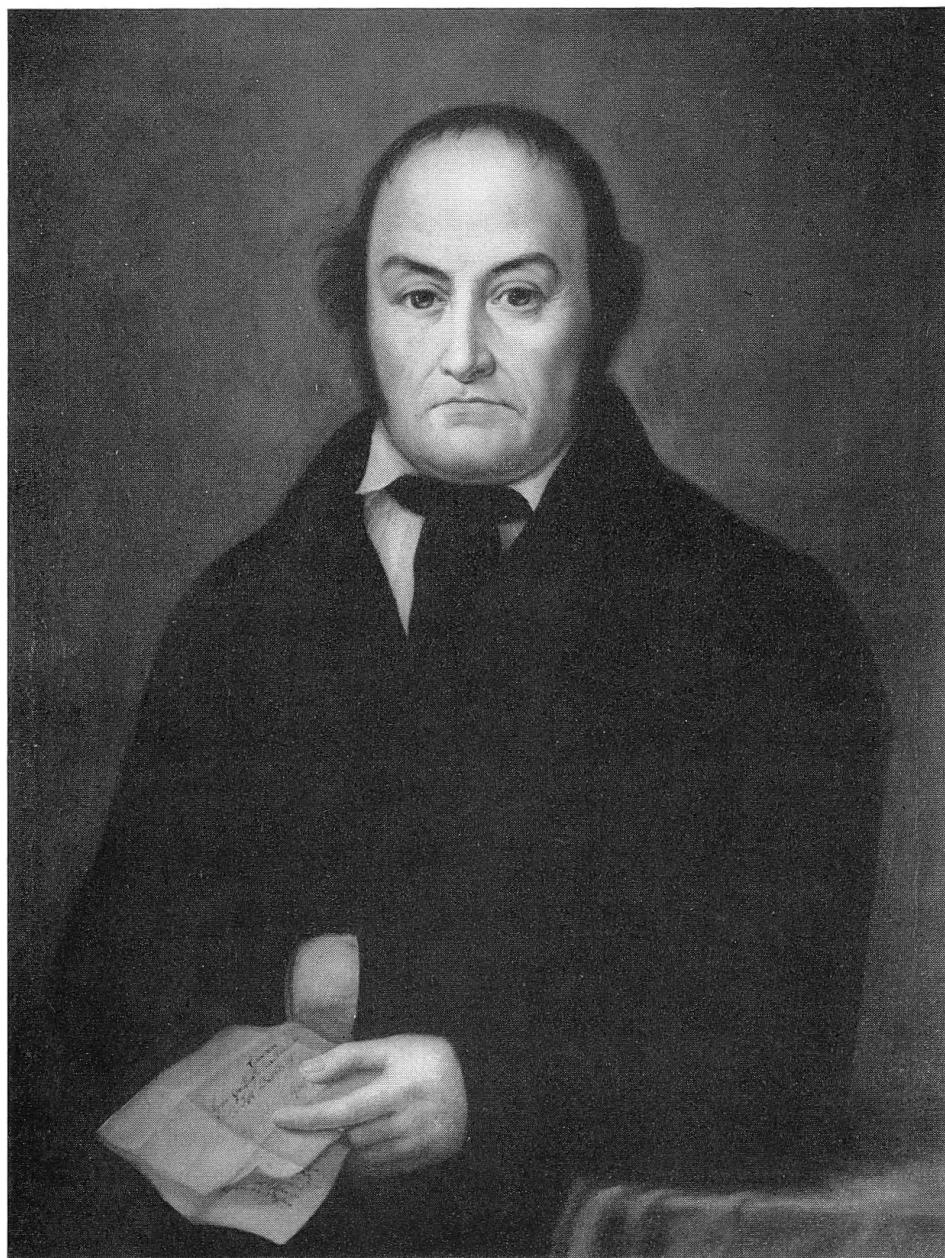
Landwirt, Jäger, Grundbesitzer

Alle seine Ersparnisse legte Franz Joseph Dietschy in Grundbesitz an. Er dachte also sehr modern, aber oft erwarb er Wiesen und Ackerland oder auch

Bauten, die niemand wollte, weil sie nichts abzuwerfen versprachen, während der Kapitalmarkt auf dem Gebiet der Wertpapiere viel verlockender gewesen wäre.

Ein Teil des Grundbesitzes im Fricktal war damals arg zerstückelt, wie in vielen andern Gegenden auch. Dietschy kaufte dann und wann ein Viertel Juchart oder ein Zweitel Mannwerk auf; manche Kaufbriefe enthalten überhaupt keine Maßangaben, so klein sind die Parzellen, sondern nennen bloß die Anstößer, die ein «Stücklein Garten» oder ein «Stück Feld» begrenzen. Das ging eine Zeitlang mehr oder weniger zufällig vor sich, doch rundete sich da und dort der Grundbesitz zu recht ansehnlichen Stücken. Die ersten Landkäufe fallen noch in die 1790er Jahre und betreffen kleinere Objekte. Höchst bedeutungsvoll für Dietschy wie für seine Nachkommen war der Erwerb der Johanniterkomturei oder -kommende zu Rheinfelden. Er erwarb diese Liegenschaft am 8. März 1813 an der zweiten öffentlichen Versteigerung aus der Hand des Kantons Aargau. Die auf das Zeitalter der Kreuzzüge zurückgehende, im Jahr 1212 gegründete Besitzung des Johanniterordens in Rheinfelden befand sich seit dem Jahr 1457 unmittelbar am Rhein, an der Stadtmauer. Sie bestand aus einer Gruppe von Gebäuden, die für Dietschys landwirtschaftliche Neigungen wie geschaffen waren. Ein Landstück, die «Chorherrenmatte», gehörte auch dazu, außerdem die längst aus dem Gebrauch gekommene Johanniter-Kapelle, deren erst in jüngerer Zeit erkannte kunstgeschichtliche Bedeutung dazu führte, daß 1947 ihre Renovation an die Hand genommen wurde. Die Ökonomiegebäude, die heute noch von einer hohen Mauer umgeben sind, enthielten günstige Kellerräume, so daß Dietschy durch diese Erweiterung im «Salmen» für die Bedürfnisse seiner Bierbrauerei Platz gewann. Er konnte nun viel größere Bestände an Lagerbier halten, außerdem waren die Kellereien groß genug, um darin auch Wein, Obst und Gemüse getrennt unterzubringen. Der Kauf der Johanniter-Kommende brachte eine bedeutende Erweiterung seiner Betriebe mit sich, obschon die Instandstellung der Ökonomiegebäude große Kosten verursachte.

Sodann brachte er im Laufe der Jahre 1820 bis 1840 in der «Kloos» etwa die Hälfte des Grundstückes zusammen, auf welchem sich heute die Salmenbrauerei erhebt; die zweite Hälfte erwarb Dietschys Sohn Alois zwischen 1844 und 1852, als dieser sich schon bewußt mit der Absicht trug, den Brauereibetrieb aus der Enge des Städtchens hinaus auf das freie Feld zu verlegen.



Franz Joseph Dietschy

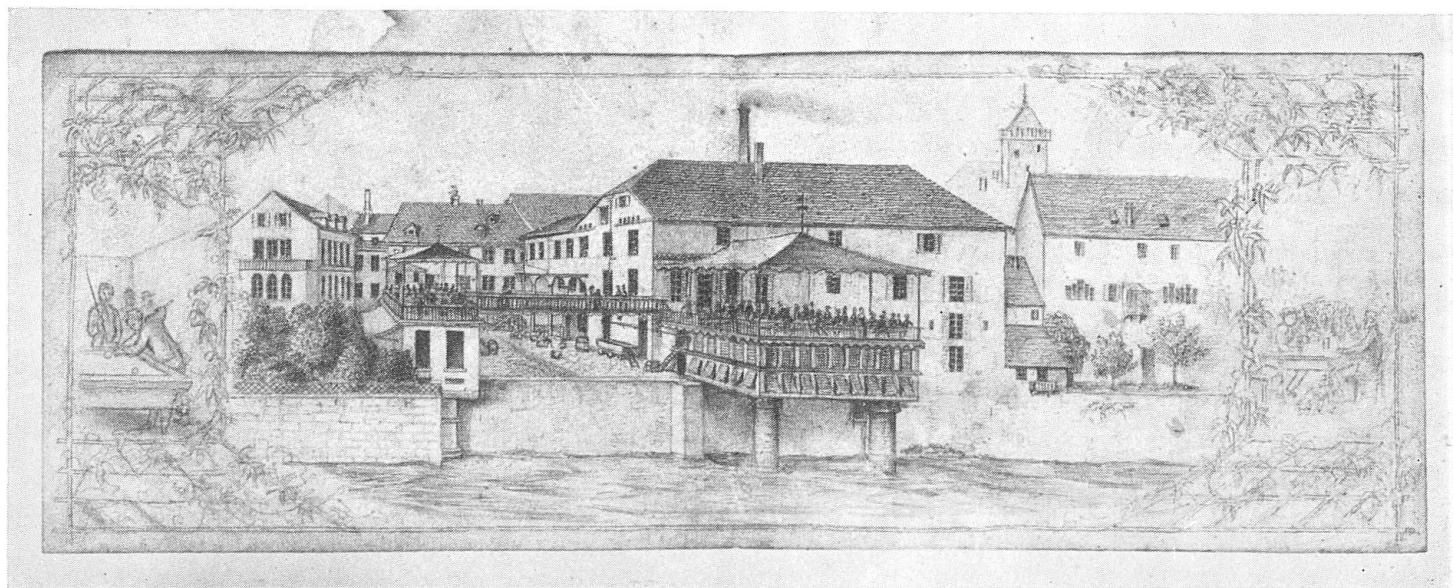
Franz Joseph Dietschy
1770–1842



Dietschys Gattin, Anna Maria
Dietschy geb. Tschudin, von Wittnau,
1774–1826.



Dietschys Sohn Michael Alois
Dietschy-Walz, Bierbrauer, 1810–1858.



Die alte Salmenbrauerei in Rheinfelden, mit gedeckter Rheinterrasse, Bleistiftzeichnung eines unbekannten Künstlers, um 1860.



Sir Bürgermeister, u. Rath der Kaiserl. Königl. B. Ost.

Stadt Rheinfelden urkunden, und thun zu
wissen Männlichen, daß anheut zu Ende gesetzten Dato,
als wir in unserem Gerichtsweis belittenen Rath versammlet
gewesen, und dasselbig offen verbannte Gericht kommen und
erschienen seye *Jaeschke Anna Maria, Duxina, Brix,
Brixius, und Schlußwitz, Wallfisch*
und liesse durch *meine* mit Recht erlaubten Fürsprech eröff-
nen und vortragen, wie daß *no* um verhoffend *meine* bess-
ren Nutzens halber eines stadt-vest- und immerwährenden Kaufs
aufrecht, und redlich verkauft und zu kaufen gegeben habe; *dem*

ausrecht, und redlich verkauft und zu kaufen gegeben habe; den
genannten Papoyly nicht für Kurzzeit verhältnisse
benannten einen in das Moroblyer Rechts-
gebiet zu übertragen. Dr. J. der Kriegs-
genossen Dr. Schmid, d. Minister dieß für den
zur Zeit des Moroblyer Friedens und Friedensvertrages, mit
allen seinen Verhandlungen, Verhandlungen und Verhandlungen
falsche Namen jurekettig, als Dr. J. Kriegsminister
verhaftet zu haben. Daraus und das bestimmt die Unzulässigkeit,
dass er nicht freigesprochen werden kann.

so über den gewöhnlichen Grund- und Bodenzins weiters nicht versezt, verschrieben noch verpfändet, sondern frey, ledig und eigen: Und wäre dieser Kauf zugegangen und beschehen für und um 11000,- unif. Hage: *Richter 1750*

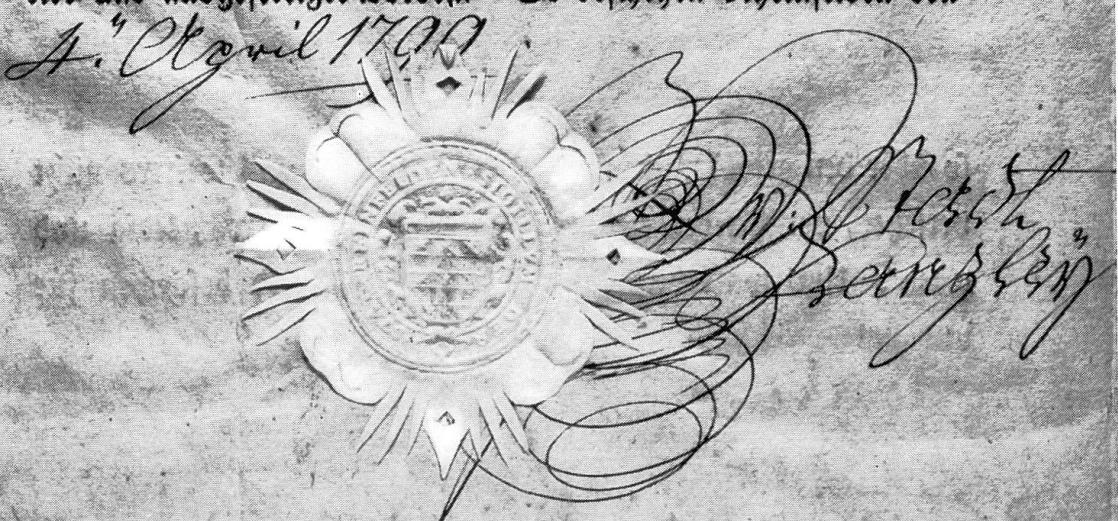
Darauf entzog und begab sich ermehrte Verkäufer für sich, und ~~seines~~ Erben und Nachkommen gedachte Stück Gut.

500

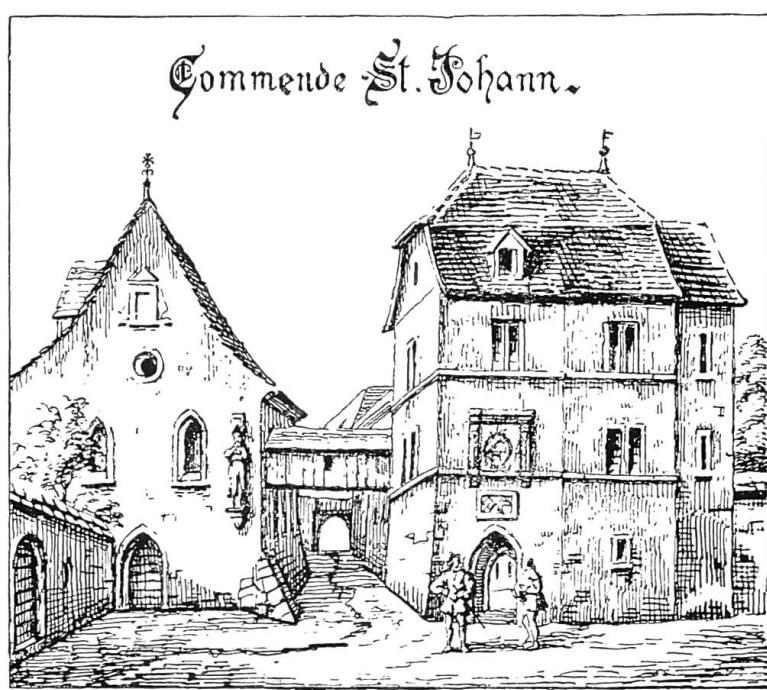
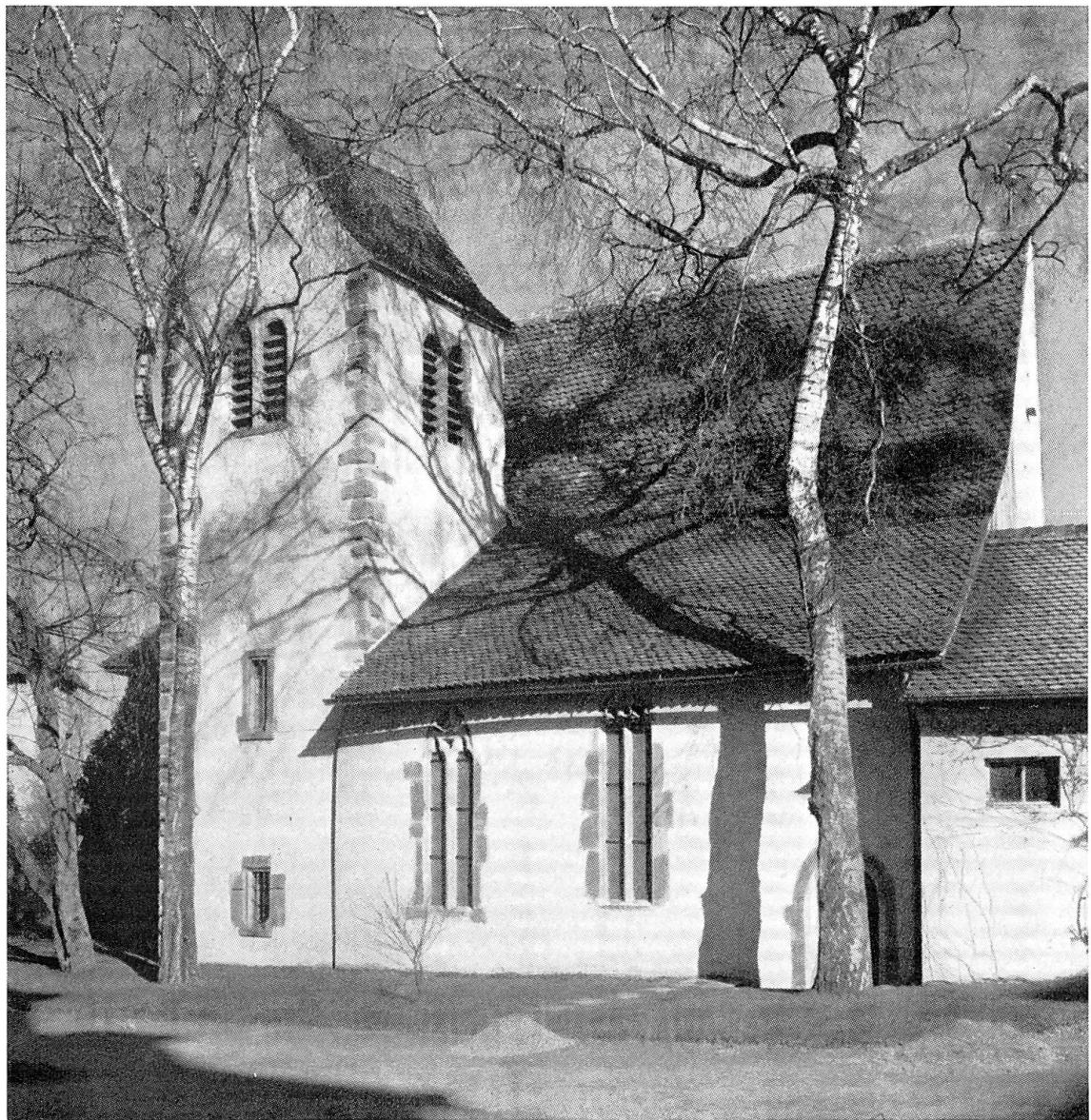
samt allen deren Nutznießungen, Eigenschaft, Ansprach, Recht und Gerechtigkeit, so ~~nu~~ bishero daran gehabt auch künftig daran suchen und gewinnen möchte, in gemeldte Käufer und ~~nu~~ Erben Handen und Gewaltsame, solche nun hinführo innzuhaben, zu nutzen, zu niesen, und darmit in allweg ihres Gefallens zu handlen, zu schalten und zu walten, gleich als mit anderen ~~nu~~ eigenthümlichen Gütern ohne mindesten Eintrag, Irr- und Verhinderung; alles gemeint aufrecht, redlich und ohne Gefährde ic.

Solchemnach ist dieser Kauf und Verkauf mit Mund und Hand ausgegeben, gesertiget, und durch ein Löbl. Gericht mit Urtheil und Recht zu beständigen Kräften, dieser Brief aber dem Käufer an Handen zu stellen, zuerkannt worden.

Dessen zu wahrem Urkund ist gegenwärtiger Brief mit dem gewöhnlichen größern Stadt-Secretinstiegel (jedoch demselben und Nachkommen, allweg ohne Schaden und Nachtheil) corroborirt und ausgesertiget worden. So beschehen Rheinfelden den



Der vom 4. April 1799 datierte Kaufbrief um den «Salmen» in Rheinfelden. Franz Joseph Dietschy erwirbt von Joseph Kiene, Bürger, Bierbrauer und Salmenwirt, das Wirtshaus «Zum Salmen» mit der «Wirthsgerechtigkeit zum Salmen und der Braügerechtigkeit», um den Preis von 11 000 Gulden.



Die Johanniterkapelle nach der mit Hilfe des aargauischen Heimatschutzes durchgeföhrten Renovation von 1949. Franz Joseph Dietschy erwarb die Johanniter-Kommende Rheinfelden mit allen Gebäuden im Jahr 1810 vom Kanton Aargau.

Alte Darstellung
der Johanniter-Kommende.



Ebingen 8. 30th Decbr 1815

Hofm. Grafen Herrn Franz Joseph Dreyffig
Bierbrauer in Ebingen

Würf Gnade Gott! über sind die Hoffnungen
Pfauher Leidenschaften von Ebingen fröhlich losgelungen
wir sind auch froh und Wagnisfrei. Der
64 wiegt 125 H. dopp. Ein Bräu und
Lafingen aus der Böhmen füllt Danow
überzufall. Einige Freunde gehen umfangt
und bitten wir den Fülfang angezogen.
Der Fack ist gut Conditioniert außer abgäng
wurde auf zu zersetzen. Wissend Dein
Dienst wird freudig Joseph Dreyffig

Freude 3 P.

Ebingen Martini bis Sichtmeis 1814
40 Kr. Bierm. Krone
50 i. Wirt. Ausgangsoll bezahlt



Joseph Dreyffig

1/4. D. Dreyffig

40.

Gegeben zu Ebingen den 20.
Nro. 219. P. Ober Zollamt



Im Meisterbrief, ausgestellt am 8. November 1800 von der Brauerzunft der vorderösterreichischen Stadt Fridingen an der Donau, wird bestätigt, daß Franz Joseph Dietschy das Bierbrauen von seinem Vorgänger, dem Salmenwirt Joseph Kiene, zunftgerecht erlernt habe.

Das Rathaus von Rheinfelden
um 1830.



Frachtnachweis mit Zollquittung, datiert vom 30. Dezember 1815, für einen Sack Hopfen, den F. J. Dietschy von Johannes Beck in Ebingen (Württemberg) bezog. Der Ausgangszoll betrug 40 Kreuzer. Die Fracht von Balingen nach Rheinfelden hatte Dietschy den Fuhrleuten zu bezahlen.



Die Salmenbrauerei Rheinfelden im Jahr 1961.



Das «Bierhus» «Zum Salmen» an der Marktgasse in Rheinfelden, Ursprung der heutigen Salmenbräu AG, wurde um die Jahrhundertwende renoviert.

Aus Korrespondenzen der 1840er Jahre wissen wir, daß Alois Dietschy – sicherlich mit Billigung seines Vaters – die Anlage von Felsenkellern in der Kloos plante. Alois, der seine Ausbildung zum Bierbrauer im klassischen München empfangen hatte, unterhielt auch später enge Verbindungen mit führenden Münchner Bierbrauern, namentlich mit Gabriel Sedlmayer «Zum Spaten». Von diesem erhielt er 1842 eine handschriftliche Beschreibung der «Sommerbierkeller» in München, damals eine epochemachende Neuerung. Alois Dietschy sandte seine Pläne für den Bau von Felsenkellern in der Kloos nach München zur Begutachtung, und Sedlmayer fand, sie seien gut, aber «zu groß». Es ist kein Zweifel, daß Franz Joseph Dietschy die spätere Entwicklung der handwerklichen zur industriellen Brauerei vorausgeahnt hat. Die Pläne des früh verstorbenen Alois Dietschy (1810 bis 1858) für die völlige Verlegung der Brauerei aus der Marktgasse in die Kloos konnten aber erst in den 1880er Jahren durch seinen Schwiegersohn Carl Habich-Dietschy verwirklicht werden.

Von den zahlreichen Waldparzellen, die der leidenschaftliche Jäger Diet-schy in den Gemeinden Zuzgen, Möhlin, Wallbach und anderswo übernahm, und von seinem Mitbesitz an den Iglinger Höfen in der Gemeinde Magden sei nur der Vollständigkeit halber die Rede.

Wohl die letzte Abrundung seines Liegenschaftenbesitzes ist im Jahre 1840 erfolgt; damals kaufte er das Haus «Zur Sonne» in Rheinfelden. In diesem Gasthaus, das unmittelbar neben dem «Salmen» liegt, hatte sich früher die Herrenstube befunden, in der sich die Vornehmen der Stadt zum abendlichen Trunk zu treffen pflegten. Von den Erben Dietschys wurde das Haus «Zur Sonne» zum Wohnhaus umgestaltet und das darauf ruhende Tavernenrecht in späteren Jahren auf die «Rheinlust» übertragen. Im Haus «Zur Sonne» befindet sich heute das Fricktaler Museum, das eine wertvolle Sammlung von historischen Gegenständen und Dokumenten enthält.

Zu seinen Lebzeiten besaß Dietschy den weitaus größten Grundbesitz im Fricktal. Es war ein bäuerlicher Instinkt, der ihn dabei leitete, das Bewußtsein nämlich, daß Grund und Boden, weil nicht beliebig vermehrbar, auf die Dauer die zuverlässigste Form des Besitzes darstellen, zuverlässig auch in dem Sinne, daß dabei Raum für die geistigen und moralischen Werte und für die Verpflichtungen des Besitzes offen bleibt. Dietschys großzügige Denkart war gegen alles Zerstückeln und für das Zusammenlegen. Man darf wohl sagen, daß seine Nachkommen genau in seinem Sinne handelten, als

sie das Haus «Zur Sonne» im Jahr 1929 der Stadt schenkten, um die Errichtung des Museums zu ermöglichen.

Kantonsrat und Stadtammann

Dietschy hatte, kaum war er ins Bürgerrecht aufgenommen, den Beweis dafür geleistet, daß ihm das Wohl des Gemeinwesens am Herzen lag. Es gab in der Nähe noch keine Bank, weshalb die Gemeinden etwa gezwungen waren, Anleihen bei Privaten aufzunehmen. Die Stadt Rheinfelden nahm bei Dietschy, der vermutlich schon damals der vermöglichste Geschäftsmann der Stadt war, im Jahr 1796 oder 1797 die Summe von zweitausend Gulden auf. Einige Jahre später – aber immer noch in der Zeit der Unsicherheit – half er den Fricktaler Landständen mit 11 000 Gulden aus.

Da er in Fragen der Bewirtschaftung von Land und Wald Bescheid wußte, wurde er, lange bevor er Mitglied des Stadtrates (1814), Stadtammann (1821) und Kantonsrat wurde, bei der Behandlung wirtschaftlicher und finanzieller Fragen zugezogen. Öffentliche Geldangelegenheiten zu regeln, erforderte damals nicht nur Überzeugungskraft, sondern auch eine energische Hand. Daß er beides mit Erfolg einsetzen konnte, beweist die Zehntenablösung, die er in Rheinfelden in den Jahren 1817/18 durchführte. Im ganzen gesehen waren die Finanzen des städtischen Gemeinwesens während der langen Kriegsjahre und Wirren in Verwahrlosung geraten, so daß nur ein Finanzmann mit harten Maßnahmen eine Sanierung zustande brachte.

Ein schwerer Schlag für ihn als Stadtammann war die unangemeldete Aufhebung des Rheinfelder Brückenzolls durch die Aargauer Regierung im Dezember 1834. Dieser Zoll bildete eine Haupteinnahme der Rheinfelder Stadtkasse, und Dietschy ruhte nicht, bis der Kanton die Stadt dafür entschädigte.

Während sechzehn Jahren stand Dietschy an der Spitze der Stadt Rheinfelden. Außer den Finanzen und der Schaffung guter Verkehrswege lag ihm auch die Schule sehr am Herzen. So errichtete er 1830 aus eigenen Geldmitteln eine Stiftung für die Mädchen-Arbeitsschule, «zur Anschaffung der nothwendigen kleinen Werkzeuge ... jedoch nur zu Handen armer, fleißiger und gut gesitteter Mädchen. Hiebey bestimme ich ausdrücklich» – so fährt die Stiftungsurkunde fort und läßt damit die soziale

Aufgeschlossenheit des Stifters erkennen –, «daß kein Unterschied dieser Kinder in Hinsicht auf ihre Ab- und Herkunft beachtet werden soll». Nicht weniger energisch und nachhaltig verwandte Dietschy sich im Jahr 1831 für die Schaffung einer Bezirksschule. Im Frühjahr 1838 zog er sich von den städtischen Ämtern zurück. Seine Amtsmüdigkeit war nicht zuletzt auch durch Mißgunst und Enttäuschungen verursacht, die ihm der Neid bereitete.

In den Protokollen des kantonalen Parlaments, d. h. des Großen oder Kantonsrates und auch des Verfassungsrates, hat Dietschy recht bemerkenswerte Spuren hinterlassen. Dem Kantonsrat gehörte er bis zu seinem Tode an, und er fehlte sozusagen nie und meldete sich sozusagen in jeder Sitzung zum Wort. In Fragen von großer wirtschaftlicher Tragweite pflegte er sich gut vorzubereiten. Als im Jahr 1840 die erste Eisenbahndebatte in Aussicht stand – es drehte sich um die Konzession einer Bahnlinie von Zürich nach Basel –, da fuhr Dietschy ins Elsaß, um die Elsässerbahn bis nach Thann abzufahren und in den Gemeinden genaue Erkundigungen über die Entschädigungen der Eisenbahngesellschaft an die Landbesitzer einzuziehen. Es erwies sich, daß er als einziges Mitglied des Großen Rates mit einer Eisenbahn gereist war (im Jahre 1840!).

Es scheint, daß viele seiner Aussprüche, die mit ihrer naiven, träfen Urwüchsigkeit oft Heiterkeitserfolge ernteten, in den Protokollen mit besonderer Sorgfalt wörtlich aufgezeichnet wurden. So rief er einmal aus: «Warum ist der Große Rat beisammen? Daß jeder seine Meinung sage zum Wohl des Landes nach seinem Eid, und wer dann die Mehrheit hat, hat die Mehrheit.» Oder: «Die Religion ist die Seele von jedem Staat, und der Sonntag soll daher heilig gehalten werden.» Ein anderer Ausspruch lautet: «Das Vaterunser thut soviel von einem Armen wie von einem Reichen.» Scherhaft nannten ihn seine Gegner den «ehrenhaften Generalsparer», weil er immer wieder für Sparsamkeit in den Staatsausgaben eintrat. So klagte er einmal bei einer Budgetdebatte: «Das sind grüsli viele Franken, ich weiß nicht, wo wir die Franken hernehmen wollen» – und als bei der Organisation der Bezirksgerichte die Zahl der Beisitzer festgelegt werden sollte, warf er ein: «Die Beisitzer thun doch nur zuhören; es ist genug, wenn einer zuhört.»

Als Vertreter des jüngsten und verkehrspolitisch vernachlässigten Kantonsteils, des Fricktals, mußte Dietschy sich im Großen Rat oft für seine Heimat zur Wehr setzen, und wenn er dabei den «Affikaten aus dem Frei-

amt» eins auswischen konnte, so tat er es. Um die schwierige Stellung des Fricktals in jener Zeit zu ermessen, höre man, was ein anderer aargauischer Grossrat in einer Sitzung hinwarf: das Fricktal gehöre zu Basel, aber Basel habe es von Napoleon nicht einmal geschenkt annehmen wollen! Wer sich solches sagen lassen mußte, holte auch zu scharfen Worten aus, wenn er für das Fricktal Verbesserungen verlangte.

Aus der Amtszeit Dietschys als Grossrat hat sich eine Anekdote erhalten, die nicht nur für ihn, sondern wohl auch für seine Umgebung kennzeichnend ist. Man erinnert sich, daß er anfänglich im Schweinehandel tätig war. Als einmal Dietschy und ein anderer Grossrat gleichzeitig zur Saaltür hinauswollten, sagte der Kollege: «Nach Ihnen, der Säudryber goht vorus!», worauf Dietschy schlagfertig zurückgab: «He nei, der Säudryber chunt hinedry!»

Der innere Mensch

Zeitlebens lag Dietschy im Kampf mit der Rechtschreibung (die damals noch keineswegs normiert war, man braucht nur Goethes Briefe aufzuschlagen), doch ließ er sich dadurch vom Schreiben nicht abhalten. Er hat viele Aufzeichnungen hinterlassen und über alle Dinge, die ihm wichtig schienen, getreulich Buch geführt, ab und zu auch seine persönlichen Empfindungen und Schicksalsschläge einem Blatt Papier anvertraut. Sein «Güterbuch» enthielt alle Abmachungen, die er beim Ankauf und Betrieb seiner Liegenschaften getroffen hatte; in einem besonderen «Bierbuch» sammelte er die Notizen über das Bierbrauen und Gedanken über technische Verbesserungen. Daneben zeichnete er mit Eifer und Gewissenhaftigkeit den Bierausstoß seiner Brauerei und die damit zusammenhängenden Beobachtungen auf. Sein Ordnungssinn verlangte Klarheit in allen Dingen und Geschäften. «Ich will im Heiteren und Ausgemachten sein», war eine seiner Redensarten, die auch in den Notizen öfter wiederkehrt. Dieses Bedürfnis, sich selbst und andern Rechenschaft abzulegen, darf bei ihm wohl als ein Schlüssel zum Erfolg betrachtet werden; denn es zeigt, daß schon der Gründer der Brauerei «Zum Salmen» sich als Treuhänder eines ihm zur Förderung anvertrauten Gutes betrachtete.

Dietschys Wesen war fest verwurzelt in der Familie und in der Religion. Von seiner liebevollen Sorge für Frau und Kinder geben viele seiner Aufzeichnungen Kunde. Aber dem Manne, der im wirtschaftlichen und im

politischen Leben so große Erfolge verzeichnen durfte, war in seinem Privatleben viel Leid beschieden.

Er hatte sich auf seinen Fahrten durch die Dörfer, die mit dem Schweinehandel zusammenhingen, ein Mädchen ausgesucht, das ihm als Ehegefährtin passend schien und seine Liebe erwiderte. Es war Anna Maria Tschudin in Wittnau. Aber die Eltern des Mädchens waren gegen diese Verbindung, und ein Trotzen gegen elterlichen Willen kam bei ihm nicht in Frage. Nach längerem Suchen fand er seine Ehefrau in der siebzehnjährigen Tochter des Bürgermeisters Leo von Säckingen. Aus dieser Ehe entsprossen zwei Töchter, die aber im frühen Jugendalter starben, und die junge Gattin selbst starb, noch nicht ganz zwanzigjährig, bei der Geburt des zweiten Kindes am Kindbettfieber dahin.

Dann fügte sich seltsamerweise, daß die inzwischen ebenfalls verheiratete Anna Maria Tschudin ihren Ehegatten durch den Tod verlor. Aus der Ehe war ein Knabe hervorgegangen. So wurde für beide der Weg zu dem gemeinsamen Glück doch noch frei. Die Tatsache, daß Dietschy den ersten Schwiegervater als Trauzeugen für seine zweite Ehe gewann, beleuchtet eine seelische Haltung, die mindestens als ungewöhnlich gelten darf.

Seine zweite Frau, die schon genannte Anna Maria Tschudin, eine stattliche Erscheinung und tüchtige, liebevolle Hausfrau, schenkte ihm acht Kinder, von denen sechs in jungen Jahren starben; sie selbst starb 1826 im Alter von 52 Jahren. Nur der Sohn Alois und die Tochter Marie überlebten den Vater. Franz Joseph Dietschy selber starb am 26. August 1842 im 73. Lebensjahr im Bad Schinznach, wo er Heilung suchte, an einem Herzschlag.

Wenn man die Quersumme dieses Lebens zu ziehen versucht, stößt man auf viele Gegensätze, die einander hervorheben, ergänzen, ja zum Funkeln bringen können. Ein Schweinehändler entdeckt in sich vielseitige Talente, ja einen Zug ins Geniale, ins Alleswissen und Alleskönnen. Eine urwüchsige, derbe Kraftnatur, und doch welche Zartheit des Empfindens, welcher Herzenstakt in seinen persönlichen Aufzeichnungen wie auch in der öffentlichen Behandlung von kritischen Fragen. Er ist zwar seiner katholischen Kirche treu geblieben, aber sagt in der Diskussion um die Klosteraufhebung: «Mir sind Katholiken und Reformierte gleich lieb.» Ein Mann, der die Sprache des einfachen Volkes sprach, keinen hochgeschraubten Kanzleistil kannte, dafür aber mit einer erquickenden Frische so zu reden verstand, wie ihm ‚der Schnabel gewachsen war‘. Er ist zugleich ein nüchterner Prak-

tiker, und doch dem Schönen ergeben, so daß er Gedichte abschreibt und alle seine Familienglieder durch gute Maler porträtieren läßt. Ein Bauer aus dem Schwarzwald und doch ein demokratischer Schweizer Volksmann, den das Vertrauen der Mitbürger in hohe Ämter entsendet. Im Kreise der führenden Männer des Aargaus in den vier ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts ist «dr Dietschy», wie der populäre Salmenwirt von Rheinfelden genannt wurde, nicht wegzudenken. Er hat die Stätte seines Wirkens sozusagen aus dem Mittelalter in die Neuzeit hinübergebracht, ohne die Werte der Tradition zu verletzen, einfach durch seinen Menschenverstand, durch seine Tatkraft, durch seine Originalität.

Franz Joseph Dietschy, der Ahnherr der heutigen Salmenbrauerei, gehört in die Reihe der starken, aufbauenden Persönlichkeiten, wie ein gnädiges Geschick sie unserem Lande immer wieder geschenkt hat.

Dr. Hans Rudolf Schmid